

Buchbesprechungen

Livres

Book reviews

Anton M. Fischer:
Martin Heidegger – Der gottlose Priester.
Psychogramm eines Denkers
 Zürich: rüffer & rub; 2008.
 Gebunden, 848 Seiten.
 Fr. 58.–/€ 35.50,
 ISBN 978-3-907625-17-0

(1.) Fischer hat sich gründlich kundig gemacht im Werk und in der Dokumenten-Lebensarbeit. (2.) Fischer hat ein sehr gut-strukturiertes Werk gestaltet, das dem Leser hilfreich sein kann für seine persönliche Auseinandersetzung mit Heidegger als Denker und als Persönlichkeit. (3.) Fischer schreibt gut, klar, flüssig lesbar, versteht, Schwerverständliches verständlich darzustellen, indem er klug die Essenz heraushebt. Da wird wiederum deutlich, wie eurozentrisch, deutsch-zentrisch, graeko-zentrisch Heidegger denkt und wie sehr seine Philosophie vom christlichen Denken Gottes abhängig bleibt – bis zur Mitteilung des Seyns und dem Schicken des Geschickes durch das Seyn. (4.) Die Charakterdarstellung Heideggers ist, soweit sie im Deskriptiven bleibt, belegbar und nachvollziehbar, am besten dort, wo Fischer auf die Attribution von Termini seiner Theorie (z.B. des Selbst) verzichtet und wo er nicht zu sehr in Wertungen abgeleitet (armselig, charakterlos). (5.) Die Psychopathologisierung von Heidegger, die Fischer tätigt, ist völlig unhaltbar und schadet dem Autor und seinem Werk. Selbsterfall, Grenzauflösung, Psychose, Wahn, gar (in einer Anmerkung) paranoide Schizophrenie – das ist das Produkt grandioser interpretativer Fantasie, offensichtlich in einem Bereich, wo Fischer seiner Inkompetenz sowohl wie seiner Motivlage «unbewusst» ist. Das wird durch eine Schlussbemerkung, dass diese Ausdrücke «latent» gemeint seien, nicht aufgehoben. (6.) Unausweichlich stellt sich dem Leser die Frage nach dem Autor A. Fischer: so viel Lebensarbeit in eine grandiose destruktive Abwertung auf dem Wege der Psychopathologisierung von Heidegger zu investieren, der sich selbst und den seine unmündigen schwärmerischen Adepten zum grössten Philosophen stilisierten – muss der Leser das als Psychogramm von A. Fischer lesen? Freud ist da leider ein Vorbild.

Grundsätzlich geht es auch hier um die Frage der Seriosität und Ethik psychologisierender Interpretation von Menschen, die der deutende Autor nicht aus längerem interaktionellem Prozess einer Psychoanalyse kennt. Die Attribution von Begriffen der Psychopathologie an Personen, die sich durch

philosophische oder künstlerische oder wissenschaftliche Werke exponiert haben, entgleitet leicht in Abwertung und Zerstörung des Wertes eines Werkes, das für sich genommen, in Absehung von der Persönlichkeit, kritisch bewertet werden sollte. Solche Pathologisierung aber, besonders in selbst-überheblichem, ironisch bis sarkastisch wertendem Stil, wird zur psychogramatischen Selbstdarstellung des Interpreten.

C. Scharfetter, Zürich

Eckhard Frick:
Psychosomatische Anthropologie.
Ein Lehr- und Arbeitsbuch für Unterricht und Studium

Stuttgart: Kohlhammer; 2008. Unter Mitarbeit von Harald Gündel. Kartoniert, 238 Seiten, 23 Abb. s/w, 19 Tab. s/w.
 € 19.90, ISBN 978-3-17-020337-2

Dieses Lehrbuch der psychosomatischen Anthropologie versucht in einer kühnen Anstrengung die didaktisch aufbereitete Sammlung zu folgenden Themen: Bindung, Zeichenverstehen, Symbol, Traum, Spiel, Angst, Körper und Leib, Leiden, Schuld, Scham, Trauer, Selbsttötung (gedeutet als Flucht vor dem Selbst), Sterben, Tod, Ich und Selbst, Narzissmus, Spiritualität. Zu diesen Themen sind in epistemisch unbekümmerter Assoziation eine Fülle von direkten oder indirekten (referierten) Zitaten aus einigen Richtungen der Philosophie (nicht aus Sprachanalyse und Epistemologie, mehr Phänomenologie), Psychologie einschliesslich «Tiefenpsychologie» verschiedener Richtung, etwas aus Psychopathologie und Neurobiologie zusammengestellt. Der Autor tritt nicht in eigenen untersuchenden Texten auf, sondern als Sammler von heterogenen Quellen. Diese werden nicht kritisch befragt. Da kommt viel zusammen: Freud, Jung, Weizsäcker, Lerntheorie, Theory of Mind, Empathie, Psychodynamik, Leibphänomenologie (mit ihren Neologismen wie Korporalisierung), «Wissen» davon, was das Unbewusste tut, weiss, abwehrt, verschiebt, dissoziiert, das personale Ich und verschiedene Vorstellungen von Selbst (auf S. 217 wird das personalisierte Selbst autistisch genannt) – ein verwirliches Gemenge von Wissen, Vermutungen, Deutungen, Auslegungen, Relationen ohne reflektierte stringente Begrifflichkeit.

C. Scharfetter, Zürich

Gerhardt Nissen:
Psychisch gestörte Kinder und Jugendliche gestern und heute. Persönliche Erinnerungen aus 60 Jahren

Gießen: Psychosozial-Verlag; 2009. Edition Psychosozial. Broschiert. 386 Seiten.
 € 39.90, ISBN 978-3-89806-857-4

Das neueste Buch von Gerhard Nissen umfasst Inhalte von der eigenen «Kindheit, Jugend und Familie» bis zum «aktiven Ruhestand» und einigen «Miszellen», wo seine Mitgliedschaften, institutionellen Verbindungen sowie die Schüler, die Lehrstuhlinhaber geworden sind, und Ehrungen aufgelistet werden.

Jeder Leser, jede Leserin wird in diesem umfangreichen Buch etwas Interessantes finden.

Diejenigen, die wie der Rezensent, die 68er Bewegung als etwas Konstituierendes erlebt und mitgemacht haben, werden die entsprechenden Passagen in Nissens Buch besonders aufmerksam lesen. Nissen äussert sich mehrheitlich kritisch dazu, verneint aber die nachhaltige Wirkung dieser Bewegung nicht. Die eigenartigen Anpassungen, die neuen Moden finden ihren Niederschlag in amüsanten Schilderungen. Die Verunsicherungen und die erzwungenen Neuorientierungen werden nicht etwa abstrakt abgehandelt, sondern in lebendigen Episoden dargestellt. Dabei finden sich gesellschaftskritische oder quasiethnologische Momente, zum Beispiel S. 172: «[...] in den Arbeiter-vierteln Berlins, im Wedding oder in Kreuzberg, das war meine Erfahrung, wurde der Wochenlohn, «die Kasse» ganz überwiegend von den Müttern verwaltet. [...] Eine erfahrene Sozialarbeiterin, [...] fügte hinzu, dass bei den Arbeitermüttern die Kinder in «einer Wärme wie im Kuhstall» aufwuchsen. Wenn es da wirklich mal einen «Bax» gebe, sei das viel weniger schlimm als in einer «Studienratsfamilie», in der Kinder, wie es sich gehöre, nicht geschlagen würden, ihnen aber ständig vorgehalten werde, dass aus ihnen «nichts, aber rein gar nichts wird.»

Für Liebhaber von Anekdoten ist viel Stoff vorhanden, man kann sich holen, was irgendeine Nähe zur eigenen Laufbahn haben mag: So für einen Schweizer zum Beispiel Jakob Lutz (S. 202): «Den Eröffnungsvortrag hielt der Zürcher Kinderpsychiater J. Lutz. Er berichtete u.a. über ein Kind, das in einem «furchtbaren Milieu» aufgewachsen war. Die Bemerkung: «Sein Vater war ein Reichdeutscher und die Mutter eine Prostituierte», löste Heiterkeit aus.»

Vielleicht mag auch die folgende Anekdote gefallen: «Im November 1965 kam der anthroposophische Arzt Karl König, der 1940 in Camphill eine an Rudolf Steiners Lehre ausgerichtete «Camphill Community for Children in Need of Special Care» für geistig und seelisch gestörte Kinder gegründet hatte, zu uns. Er war 1964 an den Bodensee übersiedelt und meldete sich bei einem Berliner Aufenthalt spontan zu einem Besuch bei uns an. Die Psychoanalyse, sagte er, sei eine Verirrung. [...] Karl König starb einige Monate später [...]» (S. 202).

Der Wiener Professor Walter Spiel dagegen (S. 183): «Spiel war ein gläubiger Freudianer und litt unter der einsetzenden Nivellierung der Psychoanalyse. Als Friedrich, sein langjähriger Oberarzt und späterer Nachfolger, in einer traditionell akademisch-karikierenden Geburtstagsansprache einige seiner Fehler allzu breit trat, sank er in sich zusammen und bat in einer Replik darauf «Loast mi, i bitt' euch, loast mi so wie i bin. I koa mi nit ändern.»»

Und nochmals zur Studentenbewegung 1968 (S. 169): «[...] einige Wochen vor dem Beginn der ersten Demonstrationen, hielt der bekannte Psychoanalytiker Erich Fromm, der während der NS-Zeit in die USA ausgewandert war, in der FU Berlin eine Reihe von Vorträgen. [...] Im «Auditorium Maximum» befanden sich [...] nicht mehr als 20 oder 30 Personen. Das war erstaunlich, weil Fromm, dessen Bücher sich in jeder studentischen Buchhandlung befanden, sich, wie in den Zeitungen berichtet wurde, auf der Rückreise von China befand und einen Zwischenstop in Berlin eingelegt hatte, besonders erstaunlich auch deswegen, weil er sich öffentlich als Marxist bezeichnete; das Schlusswort seiner Vorträge lautete: «Ich sage nicht Moskau, – ich sage Peking, Peking, sage ich!» – Kurze Zeit danach begannen in Berlin die Umzüge der Studenten mit marxistischen Losungen und Rufen wie «Ho, Ho, Ho Chi Minh» und mit der «Roten Bibel» von Mao Tse-tung in der Hand über den Kurfürstendamm.»

Nissen gibt über alle seine Karriereschritte bis ins Detail Auskunft – solange wenigstens, als er damit nicht allzu verletzend oder denunzierend wirken könnte. Damit, und auch anhand der erschöpfenden Aufzählung der Kongresse und Publikationen, einschliesslich der Rezensionen, bekommt der interessierte Leser ein persönlich geprägtes Nachschlagewerk, dessen historischer Wert wohl mehr in der Aufzählung und Reihung als in einer Synthese liegt. Der Autor rückt so in die Nähe der französischen Institutionsanalytiker und Tagebuchschreiber von der Universität Paris 8, die lieber das Risiko eingehen, durch Unwesentliches den Leser zu langweilen, als potentiell ergiebige Umstände zu verschweigen, weil ihnen der Sinn (noch) nicht bewusst ist. Der Anspruch dieser Art Geschichtsschreibung ist aber nicht so sehr die Vollständigkeit als die Möglichkeit der Interpretation im Nachgang, die nicht der Autor allein zu leisten hätte, sondern auch der Adressat. Nissen zitiert Goethe: «Die Geschichte einer Wissenschaft ist eigentlich diese Wissenschaft selbst, die Geschichte eines Menschen ist die-

ser Mensch». Wie Nissen schreibt, erfordert dieser Ansatz eine Analyse des überlieferten Wissens, das würde heissen, die Aufdeckung bisher latenter Anteile in der Art einer Sinngebung durch Interpretation. Da das vorliegende Buch beides, eine Autobiographie und eine Geschichte der Kinderpsychiatrie, sein will, stellt sich die Frage, ob der Anspruch der Analyse auch wirklich eingelöst wird. Die Mischung aus Bescheidenheit und Stolz, die aus dem grossen Text immer wieder aufleuchtet, ist wohl dafür mitverantwortlich, dass es auf weite Strecken ganz dem Leser überlassen bleibt, sich den Sinn des Geschriebenen zu konstruieren. Das wird sicher auf ganz unterschiedliche Art und in ungleichem Mass geschehen.

Die hier zufällig herausgegriffenen Zitate mögen genügen, um zu belegen, dass der Rezensent jedenfalls bei der Lektüre auf seine Rechnung gekommen ist.

T. von Salis, Zollikon

Fred Ovsiew, Richard L. Munich, editors:
Principles of Inpatient Psychiatry
Philadelphia: Wolters Kluwer; 2009.
Hardcover, XIV, 383 Seiten.
\$ 74.95, ISBN 978-0-7817-7214-3

Welche Rolle spielt heute die stationäre Psychiatrie in der psychiatrischen Versorgung? Nach wie vor übernimmt sie zentrale Aufgaben und kümmert sich um die am schwersten Erkrankten und sozial Randständigen. Psychiatrische Kliniken haben sich längst von bewahrenden in therapeutisch aktive Institutionen verwandelt. Die stationäre Arbeit bietet Möglichkeiten, die in steigendem Umfang genutzt werden. Gleichwohl geraten psychiatrische Kliniken vermehrt unter Druck, einmal vonseiten der Kostenträger, die auf immer kürzere Behandlungszeiten drängen und damit therapeutische Potentiale verspielen, auf der anderen Seite von den ambulanten Anbietern, die oft genug eine veraltet negative Sicht auf die vollstationäre Einrichtung bewahren. Umso wichtiger muss, von dieser Ausgangslage her gesehen, ein Buch sein, das zum Ziel hat, sich der Prinzipien stationärer Psychiatrie zu vergewissern, das eine Standortbestimmung leistet und Konzepte auf der Höhe der Zeit zusammenträgt. Natürlich kann diese Arbeit nicht von zwei Autoren allein geleistet werden, auch wenn sie so bedeutsam wie die beiden Herausgeber Fred Ovsiew und Richard Munich sind. Sie haben hochkompetente und in ihrem Spezialgebiet international ausgewiesene Autoren und Autorinnen gefunden, so zum Beispiel P. McGorry für die Ersterkrankung oder A. Bateman für die Borderlinestörung. Entstanden ist nicht ein neues Lehrbuch der Allgemeinpsychiatrie, sondern ein Werk, das tatsächlich – wie in der Einleitung vermerkt – die Prinzipien der gegenwärtig besten Praxis der klinischen Psychiatrie beschreibt und weiterentwickelt. Breit werden die aktuellen diagnostischen und therapeutischen Möglichkeiten erfasst, dabei werden die gegenwärtig herrschenden

Versorgungsbedingungen, vor allem die kurze Aufenthaltsdauer, berücksichtigt. Zugleich aber wollen die Autoren den Versuch machen, «das zu bewahren, was aus früheren Zeiten psychiatrischer Versorgung bewahrenswert ist».

Die 20 Kapitel sind in zwei Sektionen unterteilt. Die erste, «Zugangsweisen», stellt zunächst die Geschichte der Psychiatrie in den USA dar, beschreibt dann psychosoziale, pharmakologische, medizinische und neuropsychiatrische Zugänge zum stationär behandelten Patienten, berücksichtigt aber auch in jeweils eigenen Kapiteln Fragen des Managements, Rechtsfragen und die psychiatrische Didaktik. Die zweite Sektion, «klinische Zusammenhänge», widmet sich Patientengruppen und Behandlungsformen; zur Sprache kommen Depression und Manie, EKT, Behandlung von Ersterkrankungen, Umgang mit Gewalt und Aggression, Problematik der Wiedereintritte, Behandlung von Borderline- und Abhängigkeitsstörungen, Umgang mit älteren und geistig behinderten Patienten, Therapie körperlich Kranker und Schwangerer, Behandlung von Essstörungen, Therapie mit Kindern und Jugendlichen. Alle Autorinnen und Autoren wissen, wovon sie sprechen; es ist eine der Besonderheiten dieses Buches, dass es zugleich auf dem neuesten wissenschaftlichen Stand ist und aus dem Vollen der klinischen Erfahrung schöpfen kann. Versorgungsanliegen stehen in einer ungewohnten und erfreulichen Weise ganz im Vordergrund; was klinisch notwendig ist, kann durch Richtungskämpfe und Schulstreitigkeiten nicht gelöst werden, sie werden hier auch nicht ausgetragen.

Das Buch ist für den amerikanischen Markt geschrieben. Das ist für den mitteleuropäischen Leser kein Nachteil. Schnell erkennt er, dass die Herausforderungen und Probleme ihm allzu vertraut sind; offensichtlich sind die ökonomischen Zwänge in den USA einschneidender als noch zum Beispiel in der Schweiz. Insofern erlaubt das Buch aber auch, sich mit Zukunftsszenarien zu befassen und einen konstruktiven Umgang mit veränderten Rahmenbedingungen zu finden. Wer profitiert also von diesem Buch?

Es sei allen in der stationären Psychiatrie tätigen Therapeuten und Therapeutinnen, gleich welcher Profession, empfohlen. Sie finden immer wieder wertvolle konkrete klinische und methodische Hinweise und Anregungen. Wichtiger noch aber scheint mir, dass das Buch zum Nachdenken, zur Bestimmung des eigenen Standortes gut geeignet ist. Die Lektüre wird zu einem Spiegel, in dem sich die in diesem Bereich Tätigen gut wieder finden können. Schliesslich aber dient die Lektüre auch dazu, das Selbstverständnis und Selbstbewusstsein der stationären Psychiatrie zu stärken und den in der Psychiatrieplanung engagierten Menschen zu zeigen, welche Chancen die momentan zu gering geachtete stationäre Psychiatrie enthält.

J. Küchenhoff, Liestal